

Stephanie Lavorano,
Carolin Mehnert,
Ariane Rau (Hg.)

GRENZEN **DER ÜBERSCHREITUNG**

Kontroversen
um Transkultur,
Transgender und
Transspecies

Aus:

Stephanie Lavorano, Carolin Mehnert, Ariane Rau (Hg.)

Grenzen der Überschreitung

Kontroversen um Transkultur,
Transgender und Transspecies

Oktober 2016, 278 Seiten, kart., 34,99 €, ISBN 978-3-8376-3444-0

Transgender, Transkulturalität, Transnationalität – Konzepte des Trans erleben eine politische und wissenschaftliche Konjunktur. In ihnen geht die Forderung nach einer Öffnung von soziokulturellen Identitäten auf. Doch die fluide gewordenen Grenzen von nationalen, sozialen und körperlichen Räumen drohen sich in Traditionen und Neorassismen erneut zu verfestigen:

Werte der bürgerlichen Kleinfamilie wie rechtspopulistische Positionen werden immer wieder thematisiert und in verschiedenen medialen und sozialen Kanälen reproduziert.

Die Beiträge des Bandes fragen: Durch welche Prozesse essentialisieren sich Transkonzepte – an welchen Grenzen zerbrechen sie?

Stephanie Lavorano (M.A.) promoviert und lehrt an den Universitäten Gießen und Tübingen.

Carolin Mehnert (M.A.) promoviert an der Universität Tübingen. Sie betreut das Forschungsprojekt »Körper im Visier«.

Ariane Rau (M.A.) forscht zu Konzepten der Transkulturalität innerhalb der aktuellen globalen Literaturen in Berlin und Tübingen.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/978-3-8376-3444-0

»Forget transgender, get ready for transpecies«¹

Transspezieskonzeptionen – eine vergleichende Analyse

CHRISTIAN DÖLKER

Transspezieskonzeptionen als Identitätskonzeptionen in (a) Selbstinszenierungen, in (b) populären Narrationen, in der (c) Neurowissenschaft oder der (d) Psychologie sind im Verhältnis zu anderen Transkonzepten (Transgender, Transkulturalität, Transnationalität, Transsozialität etc.) unterrepräsentiert und bieten gerade deshalb die Möglichkeit einer interdisziplinären und vergleichenden Analyse. Beobachtbar ist dabei, dass Transspezieskonzeptionen eine Mensch-Tier-Differenz² zu unterminieren scheinen, indem sie menschliche Alleinstellungsmerkmale vorzugsweise von Identität, Person, Selbst und Psyche auf nicht-menschliche Tiere ausdehnen. Im Zentrum der Untersuchung steht deshalb die Frage, wie diese Konzeptionen mit den Begriffen ›Identität‹ und ›Spezies‹ genau verfahren und wie sie sich zu jener Grenze verhalten, die sie zu überschreiten vorgeben.

I VIER FALLBEISPIELE

(a) »I identify myself as a penguin«, konstatiert ein Schüler in Georgia (USA) gegenüber zwei Schuladministratoren und besteht darauf, sein Pinguinkostüm einschließlich Kopfbedeckung in der Schule tragen zu dürfen, da dies Teil seiner

1 Greenfield 2013.

2 Für eine bessere Lesbarkeit verwende ich die Begriffe ›Menschen‹ und ›Tiere‹, die das problematische Zustandekommen dieser dichotomischen Setzung verbergen, das fortan aber immer mitgedacht ist.

Identität sei. Dagegen argumentieren die Lehrer mittels der Schulkleiderordnung, nach welcher die Pinguinkopfbedeckung unzulässig sei. Sie gestatten dem Schüler das Gespräch per Handy aufzuzeichnen, von welchem siebzehn Minuten seit dem 25. Januar 2015 bei *YouTube* zu finden sind.³ Diese außergewöhnliche Selbstinszenierung wirft grundlegende Fragen nach den Grenzen von legitimer Minorität und illegitimer Diskriminierung auf. Darüber hinaus erweitert die Verbreitung des *YouTube*-Videos die Reichweite der Debatte entscheidend.

(b) Die Folge *Mr. Garrison's new fancy vagina* der Zeichentrickserie *South Park*⁴ vom 9. März 2005 stellt satirisch *transgender* beziehungsweise *transsex*, *transrace* beziehungsweise *transculture* und *transspecies* als Identitätskonzepte dreier Figuren nebeneinander. Dr. Biber nimmt im *Trinidad Medical Center* am homosexuellen Grundschullehrer Herbert Garrison, der eine Frau sein möchte, eine ›Vaginalplastik‹ vor. Der weiße jüdische Grundschüler Kyle Broflovski möchte ein großer schwarzer Basketballspieler sein, dazu verhilft Biber ihm mittels einer ›Negroplastik‹. Gerald Broflovski, Kyles Vater, möchte schließlich ein Delfin sein und erhält deshalb eine ›Delfinoplastik‹. Nach dem Eingriff bekennt Gerald Broflovski stolz: »Ich bin ein Delfin«. Diese satirische Parallelisierung von Transkonzeptionen lässt zum einen Fragen nach deren narrativer Verfasstheit zu, zum anderen ermöglicht der implizite Vergleich von ›Transkonzepten‹ die Frage, inwiefern ›Trans‹ über Identitätskategorien und Körperauffassungen hinweg generalisierbar ist.

(c) Georg Northoff und Jaak Panksepp legen in ihrem Artikel *The transspecies concept of self and the subcortical-cortical midline system* (Northoff /Panksepp 2005) aus primär neurowissenschaftlicher Perspektive dar, dass menschliche und nichtmenschliche Säugetiere über ein gleichartiges neuronales Netzwerk verfügen. Dieser Kern des Selbst beziehungsweise »core self« (ebd.: 259) konstituiert sich durch einen integrativen neuronalen Mechanismus, der selbstbezogenes und zielgerichtetes Handeln, »self-related-processing (SRP)« (ebd.), erlaubt, was die Fähigkeit beinhaltet, körperliche, intrinsische Zustände und Umwelteinflüsse zu koordinieren. Wenn die neuronalen Voraussetzungen für das Selbst jedoch älter sind als der Mensch, dann stellt sich die Frage, mit welchem Körperverständnis die Naturwissenschaft eine Anthropogenese erklärbar macht.

3 Vgl. *TransSpecies Discrimination* 2015.

4 *South Park* ist eine erfolgreiche satirische Comicserie aus den USA mit 18 Staffeln seit 1998, deren Hauptfiguren die Grundschule der fiktiven Stadt *South Park* besuchen. Die Folge *Mr. Garrison's new fancy vagina*, Staffel 9, Folge 1, ist im Internet frei zugänglich (vgl. *South Park* 2005).

(d) Ausgehend vom Trauma als Phänomen, das speziesübergreifend unnormales Verhalten erklärbar macht, entwirft Gay Bradshaw eine »trans-species psychology« (Bradshaw 2009). Im Gegensatz zur konventionellen Psychologie untersucht Bradshaw das Denken, Fühlen und Verhalten von menschlichen und nichtmenschlichen Lebewesen gleichermaßen. Ausgehend von Körpern, die alle lebenden Wesen gemeinsam haben, fragt Bradshaw nach jenen Ereignissen, die diesen Körpern widerfahren und ihr zukünftiges Sein entscheidend beeinflussen. Ihre Schreibweise zeichnet sich durch einen radikalen Verzicht von Formulierungen aus, die eine anthropologische Differenz restituieren. Bradshaws »trans-species psychology« (ebd.) vollzieht sich als Programm sowohl in ihrer Argumentation als auch in deren sprachlicher Darstellungsform. Im Fokus stehen daher die methodischen Ambitionen dieser »*trans-species psychology*«.

In allen Beispielen erscheint eine anthropologische Differenz als unsicher, durchlässig oder instabil. Die Möglichkeitsbedingungen einer menschlichen Identität überhaupt sind in allen Fällen so entscheidend wie unterschiedlich an die Überschreitung einer Speziesgrenze geknüpft. »Trans« bezeichnet in dieser Hinsicht sowohl das Problem als auch die Lösung dafür, wie menschliche Identitäten mit menschlicher Spezies verbunden sind. Die Begriffe »Identität« und »Spezies« führen dabei zunächst zu zwei aktuellen Wissenschaftsdiskursen: der Identitätsforschung und den *cultural animal studies*. Fragestellungen und Theorien aus diesen Forschungsbereichen erlauben einige methodische Vorüberlegungen im Hinblick auf die Analyse von Transspezieskonzeptionen.

II VORÜBERLEGUNGEN ZU »IDENTITÄT«

Mit der Einführung des Begriffes »Identität« in die Entwicklungspsychologie durch Erik H. Erikson in *Childhood and Society* (1957) beginnt eine rasante, immer noch anhaltende Konjunktur von Identitätskonzeptionen. So unterschiedlich diese auch ausfallen mögen, ist ihnen dennoch gemein, dass sie Identität als etwas denken, das in einem Prozess entsteht. Eine breite Denktradition von Platon bis Hegel versteht Identität als Tätigkeit eines Subjekts in Wechselwirkung mit einer sozialen Gemeinschaft. An diese Tradition knüpft Erikson an. Für ihn besteht »das Kernproblem der Identität in der Fähigkeit des Ichs, angesichts des wechselnden Schicksals Gleichheit und Kontinuität aufrechtzuerhalten« (Keupp 2008: 28). Die möglichen Spannungen und Konflikte, sowohl innerhalb eines Individuums als auch zwischen diesem und einer sozialen Gemeinschaft, geraten in der Identitätsforschung zu einem kategorisierenden Schibboleth für die jeweiligen Forschungsansätze. So spricht Wolfgang Welsch

von einem ›pluralen‹ oder ›polyphrenen‹ Subjekt (vgl. Welsch 1993), Wolfgang Kraus von einem ›narrativen Selbst‹ (vgl. Kraus 1996), Kenneth Gergens von einem ›übersättigten Selbst‹ (vgl. Kenneth 1996) oder Heiner Keupp von einer Identität als ›Patchwork-Decke‹ (vgl. Keupp 2008). Während etwa Welsch die Einheit einer Person als Fixpunkt einer Identität ablehnt und dadurch einen »Zusammenhang des Zusammenhanglosen« (Byung-Chul 2005: 147) erklären muss, besteht für Straub oder Keupp Identität in einer Syntheseleistung von uneinheitlichen Größen. Im Bedürfnis nach Authentizität und Anerkennung ergebe sich ein spannungsreiches und paradoxes Potential für die »Identitätsarbeit« (Keupp 2008: 267). So setze zum einen Authentizität die Existenz eines signifikant ›Anderen‹ voraus, an dem man sich »abarbeite[]« und zugleich die »Bestätigung [s]einer Identitätskonstruktion« (Keupp 2008: 201) finde. Zum anderen stehe diese Authentizität permanent mit dem Prozess der »Anerkennung« (Keupp 2008: 267; beziehungsweise Straub 2000: 170f) in Verbindung, was sich dann zu einem existentiellen Problem gestalte, wenn diese wesentlichen Faktoren der Identitätsarbeit miteinander unvereinbar sind.

Spätestens seit Erikson zeichnen sich Auseinandersetzungen mit Identität dadurch aus, dass der Begriff ›Identität‹ eine Überschreitung von Grenzen zwischen dichotomen Oppositionen potentiell beinhaltet. Der Begriff ›Identität‹ schließt dann aber die Bedeutung von ›Transidentität‹ in sich ein. Dem Wortsinn nach stellt sich so die Frage nach dem Mehrwert des Präfixes ›Trans‹. Welche unter Umständen zusätzliche Überschreitung könnte also gemeint sein, wenn von Transidentitäten die Rede ist?

Die Syntheseleistung einer Identität bestehe darin, die Einheit einer Person in bestimmten Modi herzustellen. Kohärenz zwischen Authentizität und Anerkennung zu stiften wäre ein Modus, in welchem die Syntheseleistung einer Identität sichtbar wird (vgl. Keupp 2008: 267; Straub 2000: 176). Inkohärenz zwischen Authentizität und Anerkennung wäre demnach ein Modus, der eine defizitäre Identität beschreiben würde. Transidentitäten positionieren sich genau zwischen diesen beiden Möglichkeiten. Sie bezeichnen eine Inkohärenz zwischen Authentizität und Anerkennung nicht als defizitär, sondern bestimmen diese unüberbrückbare Inkohärenz, bei gleichzeitigem permanentem Streben nach Kohärenz, zum wesentlichen Merkmal einer Transidentität. Eben damit markieren Transidentitäten besonders jene gesellschaftlichen Normen, die der Anerkennung der jeweiligen Authentizität unüberbrückbar im Wege stehen: ›Identität‹ beinhaltet diverse Grenzen, ›Transidentität‹ fokussiert eine wesentliche Grenze. Mit Transidentitäten lassen sich daher die Grenzen der Kohärenzleistung von Identitätskonzepten überhaupt untersuchen. Dabei beinhalten Transidentitätskonzeptionen in erster Linie Metareflexionen und diskutieren Möglichkeits-

bedingungen für Identität. Die Leistungsfähigkeit von Transidentitätskonzeption ist in dieser Hinsicht primär theoretisch. Insofern sie den jeweiligen gesellschaftlichen Normen für Anerkennung eine Legitimation abverlangen, beinhalten sie aber immer auch eine gesellschaftskritische Praxis.

III VORÜBERLEGUNGEN ZU ›SPEZIES‹

Speziesgrenzen, vor allem jedoch gängige anthropologische Differenzkriterien, wie zum Beispiel ein »sprach- und handlungsfähiges Subjekt« (Straub 2000: 170) zu sein, anhand derer die Identitätsforschung Tiere weitestgehend von einer personalen Identität ausnimmt, geraten besonders durch kulturwissenschaftliche und ethologische Forschungen sukzessive unter Druck. Die Speziesgrenze als Grenze einer personalen Identität wird dadurch ebenso infrage gestellt wie die Funktion der Opposition ›Mensch versus Tier‹ für die anthropologische oder philosophische Theoriebildung. Für Jacques Derrida etwa ist die abendländische Metaphysik durchgängig von binären hierarchischen Oppositionen strukturiert. Weil die Metaphysik stets den Vorrang einer dieser Seiten betone, erkläre sie die andere Seite zum Dunklen, Derivativen, Kontingenten usw. und sei dadurch direkt mit einem Anspruch auf Vorrang und Herrschaft verbunden (vgl. Wild 2008: 198). Bei der Konstruktion dieser Unterscheidungen gehe ihr dann das Bewusstsein und die Erinnerung an diese Konstruktionen verloren. Für Derrida ist in dieser Hinsicht ›der Mensch‹ gegenüber ›dem Tier‹, welches nicht spricht und denkt, der Inbegriff aller binär hierarchischen Oppositionen einer logozentrischen Metaphysik. Im Gegensatz ›Mensch versus Tier‹ fänden sich deshalb alle anderen Oppositionen wieder.⁵ Die identitätsstiftende Grenze zwischen

5 Solche Oppositionen sind: Instinkt, Trieb, Reiz versus Vernunft, Sprache, freie Entscheidung; Körper, Erde versus Geist, Himmel; fressen, vegetieren, verenden versus sich erhalten, Leben führen, den eigenen Tod bedenken. Da die abendländische Metaphysik die Vernunft als Werkzeug und die Sprache als Ausdrucksform beansprucht, privilegiert sie den Logos. Gegen diesen Logozenismus richtet sich Derridas Kritik (vgl. Derrida 2010). Die Kritik an dichotomen Identitätskonzepten, deren Stabilität auf mindestens zwei essentiellen Einheiten beruht, die durch eine impermeable Grenze getrennt und verbunden sind, deutet die theoretische Verwandtschaft der *humanimal studies* mit den *postcolonial studies* oder den *gender studies* an. Ethnozentrismus, Phallozentrismus oder Anthropozentrismus bezeichnen innerhalb dieser kulturwissenschaftlichen Felder unreflektierte Perspektiven und Machtstrukturen einer Norm, von welchen etwa Rassismus, Sexismus oder Speziesismus getragen sind. So bildet Peter

Menschen und Tieren geht dann aus einem gewaltsamen sprachlichen Akt der Trennung permanent hervor. Anhand einer Dekonstruktion des Wortes ›Tier‹ legt Derrida diesen Zusammenhang offen (vgl. Derrida 2010: 58). Der generische Singular »das Tier« (ebd.), der vom Walfisch bis zur Ameise unterschiedslos »eine Vielzahl von Lebenden [...] zusammenpfercht« (ebd.: 58f), trennt den Menschen als sprachliches Wesen von allen andern Lebewesen ab, indem er ihnen die Fähigkeit zu sprechen abspricht. Als Alternative zu »das Tier« entwickelt Derrida den Neologismus »animot« statt »animaux«, ein gesprochener Plural, geschrieben jedoch ein Singular, der »das Wort (mot) [...]« beinhaltet (Derrida 2010: 58-68). Mit der Neuschöpfung ›animot‹ betont Derrida einerseits die unumgängliche ein- und ausschließende Funktion von Sprache und andererseits den Stellenwert der Tiere für die abendländische Philosophie. Derrida deckt damit letztlich auf, dass der Begriff ›Tier‹ selbst ›transspezies‹ ist, aber diesen Umstand verbirgt, statt ihn auszustellen.

Giorgio Agamben kritisiert dem gegenüber den Vorgang der menschlichen Selbstdefinition vom Begriff des Menschen her. Der Mensch ist permanent dazu gezwungen sich vom Tier abzugrenzen, ein Unterfangen, das durch den gemeinsamen Ursprung unmöglich, aber dennoch für ein Selbstverständnis notwendig ist (vgl. Agamben 2003: 46f). Diese historisch und argumentativ unterschiedlichen Verfahren nennt Agamben die »anthropologische Maschine« (ebd.: 42), eine Reaktion, die auf die Herausforderung der menschlichen Transidentität reagiert. Agamben akzentuiert die politische Konsequenz dieser widersprüchlichen einschließenden und ausschließenden Verfahren, die die definitorischen Voraussetzungen der Politik, widerspruchlos zu entscheiden, unmöglich mache. Eine Chance diese Maschine anzuhalten sieht Agamben darin, den Spalt, »der – im Menschen – den Menschen vom Tier trennt« auszustellen und sich in »dieser Leere aufs Spiel zu setzen« (ebd.: 100). Von Agamben her lassen sich Menschen als Transspeziesidentitäten verstehen, die diesen Umstand zu negieren versuchen. Mit Derrida lässt sich ›das Tier‹ als Paradebeispiel für die abtrennende und vereinheitlichende Eigenschaft menschlicher Sprache verstehen, die diesen Umstand verschleiert. Menschsein bedeutet in beiden Fällen aus einer Abspaltung hervorzugehen. Zusammenfassend zeigt sich so, dass Identitätskonzepte der Entwicklungspsychologie oder Anthropologie gleichermaßen von einer inneren Grenze ausgehen. Identitätsbildung bedeutet in beiden Fällen Techniken zu entwickeln, um diese innere Grenze zum Verschwinden zu bringen und so eine neue Einheit herzustellen. Dem gegenüber

Singer den Begriff Speziesismus parallel zu den Begriffen Rassismus und Sexismus (vgl. Singer 1994).

unterscheiden sich Transidentitätskonzeptionen durch einen anderen Umgang mit denselben Grenzen. Was das heißt, zeigen beispielhaft die vier bereits vorgestellten Fälle.

(a) Transspeziesidentität als mediale Selbstinszenierung

In der Auseinandersetzung mit seinen Schuladministratoren fordert der Schüler, der behauptet ein Pinguin zu sein, mehrmals eine schlüssige Begründung dafür, weshalb das *equal opportunity statement* der Schule, welches Diskriminierung aufgrund von zum Beispiel *race, age, creed, color, religion, sex, gender, disability* etc. verbietet, nicht auch die Spezies einschließt – und damit seine Identität als Pinguin. ›Spezies‹ verwendet der namenlose Sprecher wie eine Eigenschaft von Personen gegenüber einer Norm, welche die Grenze des Personseins entlang der menschlichen Spezies gezogen hat. Er setzt damit in seiner Argumentation einen entschieden erweiterten Personenbegriff voraus. Auf diese rechtliche Dimension der Speziesgrenze reagieren die beiden Administratoren gegenüber den Rezipientinnen und Rezipienten unterschiedlich. Die Lehrkräfte konzentrieren sich in ihrer Argumentation auf die institutionellen Voraussetzungen für die Legitimität einer Trans(spezies)identität. Maßgeblich für diese wäre ein Eintrag der Spezies in der Geburtsurkunde.⁶ Die Transspeziesidentität müsste bereits als Ausnahme im Schulrecht integriert sein, um sie vor Diskriminierung schützen zu können. Eine Antwort darauf, warum Personsein und Menschsein zusammenfallen, erhält der Schüler jedoch nicht. Neben dem rechtlichen Aspekt fällt beim Verlauf der Argumentation die Inszenierung ins Auge. Der Schüler tritt als Kameramann und Moderator auf, der sich öffentlich zu einer Minderheit von Transspeziespersonen zählt, diesen seine Stimme leiht und damit eine Ordnungsmacht mit ihren Ausgrenzungsmechanismen konfrontiert. Das Video hingegen zeigt nicht den Sprecher, sondern die Repräsentanten des Bildungssystems, die auf dessen Selbsterklärung reagieren. Diese Selbstinszenierung einer ›subalternen‹ (vgl. Spivak 2008) Identitätskonstruktion kehrt die konventionellen diskursiven Machtverhältnisse um. Die selbsterklärte Minderheit verfügt souverän über das Objektiv der Kamera und fordert quasi aus dem neutralen Off die

6 Die Argumentation klingt wie folgt: »You're saying that you're a penguin? Is that on your birth certificate? [...] When I work with [...] let's say transgender and so on, [...] I need to check the birth certificate. [...] And we go by what's on the birth certificate regardless of how they feel, how they act, what they said.« (TransSpecies Discrimination 2015: 8:25-8:41).

Erweiterung des Personenbegriffs,⁷ was viele Rezipientinnen und Rezipienten provoziert. Die überwiegend ablehnenden Kommentare auf der Plattform *YouTube* machen die Befürchtungen deutlich, die derartige Grenzüberschreitungen auslösen, darunter harsche Kritik, Ablehnung, Beleidigungen, Drohungen bis hin zu kollektiven Säuberungsphantasien. Dabei dominiert die Befürchtung, dass jede Form der Toleranz gegenüber oder Inklusion von Transspeziesidentitäten eine Kontaminierung der eigenen Identität mit Inkohärenz und Kontingenz zur Folge hätte. Viele Kommentare empfehlen daher, diese Identitätskonzeptionen entweder a priori zu verhindern oder sie als reparable Krankheit einem Prozess zu überantworten, der in der Lage ist, sie zu normalisieren – sprich zu heilen. Gemein ist den Äußerungen, dass sie in einer Aufweichung der Speziesgrenzen das menschliche Personsein an sich und damit die Möglichkeiten für eine kohärente Identität in Gefahr sehen.⁸

Doch nicht nur jene Kommentierenden, die ihre Identität als Schreibende unmarkiert lassen, sondern besonders auch jene, die ihre Identität als *transgender* oder *transsexual* markieren, fühlen sich von dieser Selbsterzählung herausgefordert wie etwa *HighOnAmmo* (Juli 2015): »[...] As a trans woman I do not want this faux movement of ›trans-species‹ to defend my rights at all.«⁹ Gerade aufgrund der ähnlichen Legitimationsstrategie der beiden Transidentitäten, lehnen *transgender* und transsexuelle Personen eine Transspeziesidentität als eine

7 Vgl. dem gegenüber die mediale Ausstellung von Transspeziespersonen: Der US-amerikanische Sender *Kens5 San Antonio* berichtet bereits 2010 über sogenannte »teen wolfs« an den High-Schools in San Antoni (vgl. *Teen Werewolves* 2010) ebenso funktionieren TV-Beiträge etwa über *Larry the Leopard* oder *Catman Fred Willard*.

8 Die Orthographie der Pseudonyme und Beiträge, die stellvertretend für viele stehen, entsprechen jeweils dem Original. *Tommy Bryant* (Juli 2015): »Your type bring the rest of humanity down.« (TransSpecies 2015). *Joe The Amazing Camel* (Juli 2015) »This is what gay marriage and trans acceptance brings forth. In 20 years these people will be untouchable, kill the phenomenon now before they force you to be nice to these fucking mentally handicapped people.« (Ebd.) *Mr. Unpopular* (April 2015): »Time to reopen Auschwitz or Triblinka and lead these idiots straight into the showers for a quick scrub down.« (Ebd.) Über 112 User likten dieses Statement.

9 Ebd.; so heißt es weiter *HighOnAmmo* (Juli 2015): »[...] I refuse to support someone who pretends they were born in the wrong species. [...] They are merely making a mockery of actual dysphoria [...].« (Ebd.) So auch *Patrick Bateman* (Juli 2015): »He's doing this to mock TRANSGENDER people. It's a joke.« (Ebd., Herv.i. O.)

Parodie ihres Ringens um gesellschaftliche Anerkennung ab.¹⁰ Das Selbstverständnis von Transspeziespersonen, wie dies *Volcanothedragon* im Februar 2015 ausdrückt, »We know we're human on the outside, but on the inside we aren't« (ebd.), ist aus *transgender*-Sicht deshalb problematisch, weil die postulierte animalische innerliche Essenz keine nachweisbare physische Basis besitzt. Erst der Nachweis einer identitätsgenerierenden animalischen Essenz im jeweiligen menschlichen Körper würde also zu einem analogen Status der beiden Identitätskonzepte berechtigen.¹¹ Die Voraussetzung für eine gesellschaftliche Akzeptanz einer Transspeziesidentität hängt also von der Feststellbarkeit einer physischen oder psychischen essentiellen Besonderheit ab. Den Legitimationsdruck, dem die Schuladministratoren ausgesetzt sind, führen die Kommentare an die Transspeziesidentität zurück. Eine andere Spezies im Menschen festzustellen, das behaupten beinahe alle Kommentare, führe den Begriff der Identität und der Person ad absurdum. In dieser Hinsicht bezeichnen einige Kommentare die Behauptung »I identify myself as a penguin« als performativen Widerspruch. Es sei unmöglich, sich mittels einer sprachlichen Äußerung zu einem Tier zu erklären, das der Sprache nicht mächtig ist. Die Sprache, besonders der Sprechakt, fungiert in dieser Argumentation als stabiles Alleinstellungsmerkmal des Menschen. Außer Acht bleibt dabei aber die sprachkritische Seite des Satzes »I identify myself as a penguin«, der die normierende, trennende und verallgemeinernde Funktion von Sprache offenbart. Die Existenz eines Pinguins, darauf deutet der Satz hin, ist als sprechende Instanz nicht denkbar. In der Aussage »I identify myself as a penguin« greift jedoch im Sinne Derridas ein Tier als Subjekt nach dem Wort und behauptet damit das zu besitzen, was Tieren

10 *k8 bit* (Februar 2015): »[...] Transgenderism has been scientifically proven to be a physiological defect. The brains of transgender individuals match brains of the gender they identify as in. [...] There is literally NO WAY ON GOD'S GREEN EARTH that you could mistakenly get penguin hormones in your brain. [...] You are delegitimizing people like ME who actually have something serious going on by including yourself and every other dumbass made up ›trans‹ identity.« (Ebd., Herv.i.O.)

11 Tatsächlich konnten Gerbasi et al. *Species Identity Disorder* als psychische Krankheit nachweisen, die sich im Gefühl ausdrückt, als andere Spezies in einem menschlichen Körper gefangen zu sein. Die Studie stellt den Versuch dar, den Begriff ›Dysphorie‹ beziehungsweise ›Disorder‹ analog zu ›Gender‹ auf ›Spezies‹ anzuwenden. Das Tor zur gesellschaftlichen und institutionellen Akzeptanz einer Transspeziesidentität als psychische Krankheit ist damit geöffnet (vgl. Gerbasi et al. 2008). Die theoretischen Voraussetzungen, den Verlauf und das Ergebnis der Studie kritisiert Fiona Probyn-Rapsey ausführlich (vgl. Probyn-Rapsey 2011).

gemeinhin abgesprochen werden muss um den Menschen hervorzubringen. Dahinter verbirgt sich eine Anthropozentrismuskritik ganz im Sinne von »Das Tier, das ich also bin« (Derrida 2010). Die Selbsterzählung stellt außerdem performativ eine Reinklusion dessen dar, was zuerst exkludiert werden musste, um das Menschliche überhaupt zu gewinnen. Sie tritt als eine Vereinigung des Unvereinbaren auf und stellt in diesem Sinne eine »Aufhebung der Aufhebung« dar (Agamben 2003: 100). In der souveränen Selbsterzählung einer Transspeziesidentität kommt daher die Selbstbegründung des Menschen durch die permanente Abgrenzung zum Tier, die »anthropologische Maschine« Agambens (Agamben 2003: 47) kurzzeitig zum Stillstand.

(b) Transspeziesidentitäten in einer Narration

In der beschriebenen *South Park*-Folge haben Herbert Garrison, Kyle Broflovski und dessen Vater, Gerald Broflovski, unterschiedliche Visionen einer Identität, welche sie aufgrund von körperlichen Barrieren nicht erreichen können. Sie fühlen sich in ihrem Körper gefangen. Kyles Mutter erklärt ihrem Sohn Transsexualität als das Auftreten einer Inkohärenz zwischen Authentizität und Annahme: »Manchmal spiegelt das äußere Aussehen einer Person nicht das wider, wie sie sich innerlich fühlt« (South Park 2005). Nach diesem Prinzip entdecken die drei Figuren den eigenen Körper als Gefängnis, welcher das authentische, nicht körperliche Ich gefangen hält. Diese Entdeckung erzeugt ein inkohärentes Selbst und spaltet so die Figuren – eine Spaltung, die eine körperliche Essenz, ein nicht körperliches Selbst sowie ein reflektierendes Außen voraussetzt. Die Vision einer kohärenten Identität, die Konflikte und Widersprüche synthetisiert, ist daher an ein Analyseverfahren gebunden, das die zu verbindenden Größen identifiziert. Das heißt, in Narrationen erscheinen Trans(spezies)konzeptionen tendenziell als Transgressionen. Sie enthalten in ihrem Kern das, was nach Jurij Lotman erzählerische Texte von allen anderen unterscheidet – eine Grenzüberschreitung. »In Beziehung zur Grenze des (semantischen) Sujet-Felds tritt der Handlungsträger als derjenige auf, der sie überwindet, und die Grenze in Beziehung zu ihm als Hindernis.« (Lotman 1993: 342)

Die Grenze bei Lotman entspricht in der *South Park*-Folge dem Körper der Figuren. Die Überschreitung entspricht der Umgestaltung des Körpers mit dem Ziel einer synthetisierenden Identitätsleistung. Diese Umgestaltung nimmt der Mediziner Dr. Biber quasi als Transgressionshelfer vor, jedoch ohne die ursprünglich angestrebte Identität herstellen zu können: Mrs. Garrison kann

keine Kinder bekommen, Kyle nicht Basketball spielen und Kyles Vater nicht im Meer leben. Alle drei beklagen zum Schluss keine richtige Frau, kein richtiger Basketballer beziehungsweise kein richtiger Delfin zu sein. Im Scheitern der Synthese liegt der satirische Witz. Biber macht die Umwandlung von Kyle und dessen Vater aus diesem Grund rückgängig – eine »restitutive« (Lotmann 1993: 339f) oder aufgehobene Überschreitung. Garrison dagegen kann sein neues Ich gut leiden. Er vermag dadurch mittels einer nicht körperlichen Instanz Kohärenz herzustellen – eine »revolutionäre« (ebd.) Überschreitung. Auch bei einer gelungenen Veränderung des Aussehens bleibt die Tatsache des Eingriffs selbst immer ein wesentlicher Teil der entsprechenden Selbsterzählung. Transidentitäten verweisen auf einen Übergang. Die bizarre Gestalt von Kyles Vater als »Jüdfin« oder »Anwaltfin« (South Park 2005) demonstriert auf groteske Weise die Konsequenz eine Speziesgrenze mittels eines chirurgischen Eingriffs aufheben zu wollen.

Genau hierin hebt sich jedoch die Transspeziesidentität von den anderen Konstruktionen ab. Biber bezeichnet seine Eingriffe selbst als »Kosmetik«, welche die Erscheinung verändert, jedoch nicht die essentielle Funktion des Körpers. Die medizinischen Eingriffe wirken auf das Aussehen oder lateinisch auch *species*. Die Kosmetik verändert Selbst- wie Fremdwahrnehmung und vermag dadurch Authentizität und Annahme einander anzugleichen. Das funktioniert allerdings nur, wenn mit dem jeweiligen Aussehen ein gesellschaftlich akzeptiertes Identitätsmodell korrespondiert. So scheitert die neue Identität von Kyles Vater nicht primär an der Funktionalität des Körpers, sondern daran, dass es überhaupt kein gesellschaftliches Identitätskonzept für seine Erscheinung gibt. Seine Gestalt zwischen Mensch und Delfin entspricht viel eher einem parodistischen und ahistorischen Missing Link. Anthropogenes und die individuelle Entwicklung der Figur sind hier narrativ verflochten. Die neue Identität der Figur ist wesentlich durch die Tatsache der Überschreitung bestimmt, genauso wie »der Mensch« vorgibt »das Tier« überwunden zu haben und gleichzeitig behauptet von ihm abstammen. Der Wunsch Delfin sein zu wollen kehrt zwar die Richtung der Anthropogenese um, am Umstand des Übergangs ändert das jedoch nichts. Gerald Broflovskis hybride Gestalt verkörpert als genuine Transerscheinung die Phase des Übergangs. Das tragisch-komische Scheitern dieser Identität als Mensch-Delfin entfaltet seinen besonderen Witz im Versuch die Abspaltung des Menschen von allen anderen Lebewesen aufzuheben. Lächerlich ist der Mensch-Delfin, weil er sich sprachlich im Bereich des Nichtsprachlichen verortet, und weil es kein bestehendes Konzept für seine Identität gibt. Wie im ersten Beispiel hat diese Transspeziesidentität durch ihren subversiven Charakter keine Aussicht auf gesellschaftliche Anerkennung. Narrationen von Transidentitäten sind

allgemein in der Lage gesellschaftliche Anerkennung herzustellen, weil sie von einer Gespaltenheit ausgehend darauf abzielen, Kohärenz zu stiften und so das subversive Potential tilgen. Am Ende der Geschichte steht eine Identität, die einst gespalten war und in bestehende Identitätskonzeptionen passt. Die Transspeziesidentität in der vorliegenden *South Park*-Folge erfüllt dieses Kriterium nicht und scheitert deshalb. Als narrative Kontrastfolie dient der Unterschied zwischen Menschen und Tieren als die ultimative Grenze, deren Überschreitung durch Transidentitätskonzeptionen nicht zu einer kohärenten Identität führen kann. Die dargestellte Transspezieskonzeption fungiert als Beispiel für die Grenze der Möglichkeiten von Transkonzeptionen überhaupt.

(c) Transspeziesidentität – eine neurowissenschaftliche Perspektive

Das Transspezieskonzept von Nordhoff und Panksepp fragt nach den physischen Bedingungen für die Entwicklung eines ›Selbst‹ (vgl. Nordhoff/Panksepp 2008). Jenseits von Speziesgrenzen sehen sie in neuronalen Netzwerken den Ursprungspunkt für ein Selbst. Diese Naturalisierungslogik stellt bestimmte neuronale Funktionen sowohl dem Selbst als auch dem Menschen voran. Auf Basis der Annahme, dass Körper präexistente Objekte sind, die wissenschaftliche Subjekte objektiv beschreiben, entfalten sie ein Transkonzept, das die anthropologische Differenz entlang einer einzigartigen menschlichen Identität zu einer Skala umgestaltet, die bestimmte Spezies ein- und andere ausschließt.¹²

Das »core self« unterscheiden Nordhoff und Panksepp von höheren Formen des Selbst, welche sie auf SCMS-Netzwerke (*subcortical-cortical midline system*) zurückführen, die wiederum nur bei einigen Spezies zu finden sind und Formen eines Selbst erlauben, »that are more cognitive, explicit, reflective and experimental« (ebd.: 263). Diese qualitativ unterschiedlichen Formen von Selbst ermöglichen es wiederum, verschiedene Qualitäten voneinander zu trennen. Dabei fallen dann die Grenzen für ›Selbst‹ und ›Identität‹ nicht mehr mit den Speziesgrenzen zusammen, sondern verlaufen entlang einer Skala über diese hinweg. Es existieren verschieden ausgeprägte Formen unter den »active

12 Gegen solche Annahmen argumentiert etwa auch Donna Haraway, die auf die Konstruktion von Körpern verweist, in welchen sich besonders gesellschaftliche Grenzen materialisieren. »Körper als Wissensobjekte sind materiell-semiotische Erzeugungsknoten. Ihre Grenzen materialisieren sich in sozialer Interaktion. ›Objekte‹ wie Körper sind nicht als solche präexistent.« (Haraway 1995: 171)

creatures«, die potentiell über ein Selbst verfügen, gegenüber den »passive recipients« (ebd.: 259), die von jeder Form von Selbst ausgeschlossen sind. Funktionen wie »the ›narrative‹, ›autobiographical‹, ›self-aware‹, ›self-conscious‹ and ›extended‹ selves, etc. [...]« (ebd.: 263) führen sie auf eine komplexere Entwicklung des Hirns zurück. Der Grad an Ähnlichkeit jener neuronalen Funktionen, die für die Bildung von Selbst und Identität entscheidend sind, entspricht dem Grad an Ähnlichkeit der jeweiligen Identitätsform auch zwischen Spezies. Identitätsbildende Interaktionen, die über das Individuum, wie zum Beispiel in sozialen Gemeinschaften hinausreichen, bleiben in dieser Konzeption ebenfalls an die neuronale Kapazität gebunden.

Dieses Transspezieskonzept von Selbst löst also nicht die Grenze zwischen »Menschen« und »Tieren« auf. Dennoch perforieren die neuronalen Funktionen SRP (*self-related processing*) und SCMS Konventionen im Denken über den Ursprung von Identität und deren Rolle im Hinblick einer Anthropogenese. Die Komplexität der menschlichen Identität erklären die Autoren zum Ergebnis einer spezifischen neuronalen Entwicklung. Diese Entwicklung ist jedoch kein Unikum, sondern ein speziesübergreifendes Phänomen. Gegenüber einer Anthropogenese, die die kontinuierliche Abspaltung des Menschen vom Tier (ebd.: 259) betont, verweisen die Autoren durch das »core self« drauf, dass die Identität von Menschen wesentlich transspezies ist. Zwischen den neuronalen Verbindungen, die den Kern jeder Form von Selbst im Sinne von SRP bilden, herrscht bei menschlichen und nichtmenschlichen Säugetieren ein signifikanter Grad von Ähnlichkeit (vgl. ebd.). Der Kern des Selbst und damit die physische Grundlage von Identität und Identitätskonzepten reichen über Speziesgrenzen hinaus und können im Zuge dessen kein definitorisches Merkmal einer Speziesgrenze, geschweige denn ein Alleinstellungsmerkmal des Menschen sein. Der Nachweis eines neuronalen »core self«, das viele Spezies besitzen, transformiert das »Selbst« von einem Alleinstellungsmerkmal hin zu einer Eigenschaft, die grundsätzlich verschiedenen Spezies in verschiedener Abstufung zukommen kann.

(d) Transspeziespsychologie

In dieser Hinsicht knüpfen diese neurowissenschaftlichen Studien an eine lange anthropozentrisch geprägte Wissenschaftstradition an, die Ratten, Mäuse, Katzen, Hunde, Affen, Frösche, Fruchtfliegen oder Kaninchen aufgrund ihrer Ähnlichkeit zum Menschen benutzt, um Wissen zu generieren, allerdings häufig unter Bedingungen, die diesen Ähnlichkeiten wesentliche Unterschiede entge-

genstellen. Ähnlichkeiten von menschlichen und nichtmenschlichen Tieren stellen Argumente sowohl für deren Subjektstatus als auch für deren Status als Wissensressource der Forschung dar, Unterschiede zwischen diesen definieren sie als Objekte der Wissenschaft, stellen aber gleichzeitig deren Gehalt infrage.¹³ Diese Dialektik sorgt für eine binäre Dichotomie zwischen absolut identisch und absolut anders, nach welcher sich das Wissen über Lebewesen grundsätzlich organisiert und der das Axiom einer anthropologischen Grenze zugrunde liegt. Gay Bradshaw reformuliert dieses Dilemma und entwirft ausgehend vom Trauma als Phänomen, das über Speziesgrenzen hinausreicht, eine ›trans-species psychology‹, die von einer vergleichbaren Psyche zwischen Spezies ausgeht. Ihr Konzept von ›trans-species psychology‹ entwickelt Bradshaw mit dem Ziel, die überwiegend anthropozentrische Sicht ihres Forschungsfeldes herauszufordern und so den Begriff der Therapie, um die Dimension der Umwelt zu erweitern (vgl. Bradshaw 2009b: 159). Dass psychische Vorgänge vergleichbar sind, macht sie anhand empirischer Befunde deutlich. Diese skizziert sie so, dass aus der Fallbeschreibung nicht die Spezies des jeweiligen Subjekts hervorgeht.

»Angelo is a fifteen-year-old male. His overall physique and health are excellent, and most days he is engaging, outgoing, and highly sociable. However, he has been hospitalized numerous times because of his self-injurious behaviour. During these events, he suddenly begins tearing at his chest, repeatedly gouging into the muscle, even to the bone, and on two occasions exposing organ tissue. [...] As a two year old, Angelo witnessed and was subjected to horrific events. He was physically restrained, rendered powerless while both his mother and father were brutally killed.« (Ebd.: 157)

Erst bei der Analyse des Falls erwähnt Bradshaw die Spezies – bei Angelo handelt es sich um einen Kakadu. Das autoaggressive Verhalten Angelos verlangt nach einer Erklärung, deren einfachste und plausibelste Ursache Bradshaw in einem Trauma sieht, das Angelo erlitten hat und welches sein Verhalten seither prägt. Durch Form und Inhalt ihrer Argumentation zeigt sie, »that animals are vulnerable to psychological trauma much as humans are« (ebd.: 158). Ihre Methode beinhaltet ein Schreibverfahren, das sich ganz bewusst der Gefahr aussetzt, als anthropomorph zu gelten (vgl. ebd.: 162). Unter den Bedingungen einer stabilen Grenze zwischen Mensch und Tier gelten anthropomorphe

13 Beinahe jedes erfolgreiche Forschungsergebnis basierend auf Tierversuchen liefert daher immer auch implizit ein weiteres Argument für die Ähnlichkeit zwischen dem sogenannten ›Versuchsobjekt‹ und den ›Versuchssubjekten‹ und erhöht damit permanent den Druck, danach zu fragen, was ein Subjekt ausmacht.

Schreibweisen als unwissenschaftlich und unzulässig. Sobald allerdings jene ultimativ menschlichen Eigenschaften infrage stehen, die diese Differenz absichern, werden Anthropomorphismen zu Analogien, deren Plausibilität von den jeweiligen Prämissen abhängen. Umgekehrt lässt sich an die Feststellung von Anthropomorphismen immer die Frage nach den Voraussetzungen dieser Feststellung richten, die zwangsläufig zu einer essentialistischen anthropologischen Differenz führen. Ihren Zugriff subsumiert Bradshaw selbst unter einem Paradigmenwechsel, der jenseits von Anthropozentrismus nach neuen ›Ismen‹ wie Ökozentrismus oder Posthumanismus sucht (vgl. ebd.: 160), die das menschliche Leben nicht automatisch über andere Lebensformen stellen. Dieser Zugriff schlägt sich vor allem auch sprachlich nieder. Die Sprache selbst als ein traditionelles anthropologisches Differenzkriterium begreift Bradshaw als ebenso ›*transspecies*‹ wie etwa auch Aaron Moe oder Cary Wolfe. Sie alle verstehen Sprache als einen primär körperlichen Prozess – ein Umstand, der von einer logozentrischen Sprachauffassung verdeckt worden sei.¹⁴

Im Gegensatz zur konventionellen Psychologie meint das Präfix ›Trans-‹ bei Bradshaw Zielpunkt und Axiom ihrer Konzeption. Ihr geht es darum, Psyche als eine Gemeinsamkeit vieler Lebewesen zu entwerfen und die Psychologie zu jener Wissenschaft zu machen, die diese Gemeinsamkeit erklärt (vgl. ebd.: 158). ›Trans-‹ bezeichnet in Bradshaws ›*trans-species psychology*‹, dass methodische Grenzen überschritten werden sollen und müssen. Transspezies als Methode einzusetzen unterscheidet Bradshaws Konzeption von den bisher vorgestellten Beispielen und wirft die Frage auf, wie sie mit dem Begriff der Identität in ihrer Konzeption umgeht. Bradshaw marginalisiert die Spezies, die sich in der ursprünglich lateinischen Bedeutung des Wortes nur auf die äußere Erscheinung bezieht. »In the end, though we look very different on the outside, inside we are very much the same and respond to the world around us and to each other in strikingly similar ways.« (Ebd.: 159) Psyche ist so auf verschiedene Spezies umfassend anwendbar und beschreibt bei Bradshaw vergleichbar mit der Identitätsforschung das Binnenverhältnis eines Subjekts, das

14 Aaron Moe geht es in seiner Monographie *Zoopoethics* um die aktive Mitwirkung von nichtmenschlichen Tieren bei Schreibprozessen (vgl. Moe 2014), während Cary Wolfe in seinem Essay *What is Posthumanism?* Sprache als etwas beschreibt, das in einer logozentrischen Kultur das Denken und das Subjekt absichert. Wolfe geht es darum, eine Vielfalt von Sprachen aufzuzeigen, die er auf eine »*trans-species affinity*« (vgl. Wolfe 2010) zurückführt, die wesentlich körperlich ist (vgl. hierzu auch Chiew 2014).

mit seiner Außenwelt interagiert und auf ein kohärentes Verhältnis gerichtet ist. Dieses Verhältnis ist störanfällig und durch Inkohärenz bedroht.

IV FAZIT

Transidentitätskonzeptionen geben vor, eine Grenze in einer oppositionellen Begriffsanordnung zu überschreiten. Gleichzeitig affirmieren sie diese Grenze, zumindest insofern sie diese zum Ausgangspunkt ihrer Kritik erklären. Was sich in allen Beispielen gezeigt hat, ist die Rücknahme einer differenzierenden Anthropogenese durch Transspezieskonzeptionen. ›Trans‹ bezeichnet darum eigentlich die Rücknahme einer generalisierenden Trennung. Transspezieskonzeptionen konstruieren die Verbindung zwischen Lebewesen neu, ohne dabei eine anthropologische Differenz vorauszusetzen. In dieser Hinsicht gehen sie nicht von einer oppositionellen Begriffsanordnung ›Mensch versus Tier‹ aus und lösen daher nicht ein, was sie eigentlich versprechen. Die relativ geringe Präsenz des Begriffes ›Transspezies‹ erklärt sich aber auch dadurch, dass die Identitätsforschung ›das Tier‹ ausschließt und neuere Theorien die anthropologische Differenz grundsätzlich infrage stellen oder sich auf Gemeinsamkeiten zwischen Spezies richten. Die wenigen Transspezieskonzeptionen tragen allerdings dazu bei, die Frage nach der Identität um die Dimension der Spezies zu erweitern und so den Staub über scheinbar selbstverständlichen Voraussetzungen aufzuwirbeln.

LITERATUR

- Agamben, Giorgio (2003): *Das Offene. Der Mensch und das Tier*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Barkhaus, Anette et al. (Hg.) (1996): *Identität, Leiblichkeit, Normativität. Neue Horizonte anthropologischen Denkens*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 380-403.
- Bradshaw, Gay (2009a): *Elephants on the Edge. What animals teach us about humanity*, Yale: Yale University Press.
- Bradshaw, Gay (2009b): »Transformation through Service: Trans-species Psychology and its implications for Ecotherapy.« in: Linda Buzzel/Craig Calquist (Hg.), *Ecotherapy. Healing with nature in mind*, San Francisco: Counterpoint, S. 157-165.
- Byung-Chul, Han (2005): *Hyperkulturalität. Kultur und Globalisierung*, Berlin: Merve.

- Chiew, Florence (2014): »Posthuman Ethics with Cary Wolfe and Karen Barad: Animal Compassion as Trans Species Entanglement«, in: *Theory, Culture & Society*, Vol. 31(4), S. 51–69.
- Derrida, Jacques (1996): »Bedrohte und befreite Identitäten in der Risikogesellschaft«, in: Anette Barkhaus et al. (Hg.), *Identität, Leiblichkeit, Normativität: neue Horizonte anthropologischen Denkens*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 380-403.
- Derrida, Jacques (2010): *Das Tier, das ich also bin*, Wien: Passagen.
- Erikson, Erik H. (1957): *Kindheit und Gesellschaft*, Zürich: Pan.
- Gerbasi, Kathleen et al. (2008): »Furries from A to Z (Anthropomorphism to Zoomorphism)«, in: *Society & Animals*, Bd. 16, S. 197-222.
- Gergen, Kenneth (1996): *Das übersättigte Selbst. Identitätsprobleme im heutigen Leben*, Heidelberg: Auer.
- Greenfield, Daniel (2013): *Forget transgender, get ready for transspecies*, <http://www.frontpagemag.com/point/179352/forget-transgender-get-ready-transpecies-daniel-greenfield> vom 05.04.2016.
- Haraway, Donna (1995): »Die Biopolitik postmoderner Körper. Konstitutionen des Selbst im Diskurs des Immunsystems«, in: Dies., *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 160-200.
- Haraway, Donna (2009): *When species meet*. Minnesota: University of Minnesota Press.
- Keupp, Heiner (Hg.) (2008): *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Keupp, Heiner (1996): »Bedrohte und befreite Identitäten in der Risikogesellschaft«, in: Ders. (Hg.), *Identität, Leiblichkeit, Normativität: neue Horizonte anthropologischen Denkens*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 380-403.
- Kraus, Wolfgang (1996): *Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne*, Pfaffenweiler: Centaurus.
- Lotmann, Jurij (1993): *Die Struktur literarischer Texte*, München: Wilhelm Fink.
- Moe, Aaron (2014): *Zoopoethics. Animals and the making of poetry*, New York u.a.: Lexington Books.
- Nagel, Thomas (2006): »Wie es ist, eine Fledermaus zu sein?«, in: Thomas Metzinger (Hg.), *Grundkurs Philosophie des Geistes*, Bd. 1, *Phänomenales Bewusstsein*, Paderborn: Mentis, S. 63-78.
- Northoff, Georg/Panksepp, Jaak (2008): »The trans-species concept of self and the subcortical cortical midline system«, in: *Cell Press*, S. 259-264.

- Probyn-Rapsey, Florence (2011): »Furries and the Limits of Species Identity Disorder: A Response to Gerbasi et al.«, in: *Society & Animals*, Bd. 19, S. 294-301.
- Singer, Peter (1994): »Rassismus und Speziesismus«, in: Ders., *Praktische Ethik*, Stuttgart: Reclam, S. 82-86.
- South Park, Staffel 9, Folge 1, Mr. Garrison's new fancy vagina (USA 2005, Trey Parker), <http://www.southpark.de/alle-episoden/s09e01-mr-garrisons-schicke-neue-vagina> vom 16.11.2015.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (2008): *Does the subaltern speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*, Wien: Turia.
- Straub, Jürgen (2000): »Identitätstheorie, empirische Identitätsforschung und die ›postmoderne‹ armchair psychology«, in: *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung* 1/2000, S. 167-194.
- Teen Werewolves (2010), https://www.youtube.com/watch?v=Q77sJT8O56E&ab_channel=Reality vom 16.11.2015.
- TransSpecies Discrimination, »I identify myself as a penguin« (2015), <https://www.youtube.com/watch?v=85fSBUbjE20> vom 16.11.2015.
- Welsch, Wolfgang (1993): »›ICH ist ein anderer‹. Auf dem Weg zum pluralen Subjekt?«, in: Dieter Reigber/Dorothee Alfermann (Hg.), *Frauen-Welten. Marketing in der postmodernen Gesellschaft – ein interdisziplinärer Forschungsansatz*, Düsseldorf u.a.: ECON, S. 282-317.
- Wild, Markus (2008): *Tierphilosophie. Zur Einführung*, Hamburg: Junius.
- Wolfe, Cary (2010): *What is Posthumanism?* Minnesota u.a.: University of Minnesota Press.